



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1937**

5 (1937)

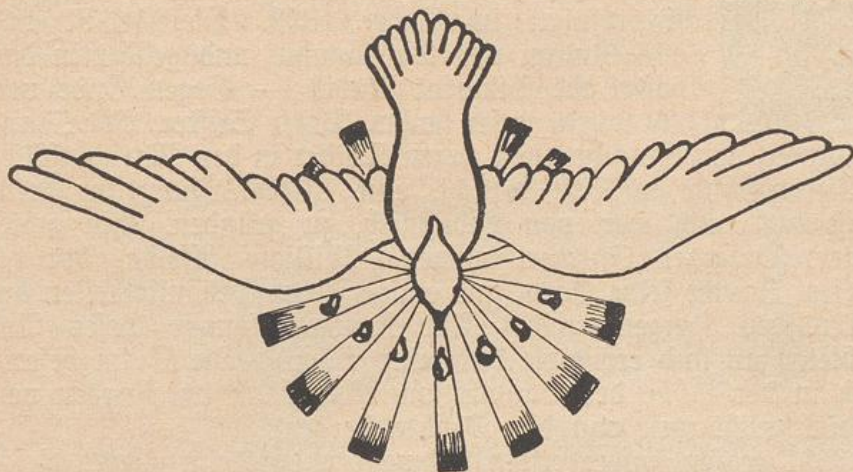
---

# Caritasblüten

Nr. 5

Mai

1937



## P f i n g s t e n !

Der Geist des Herrn erfüllt den Erdfkreis!  
Alleluja!

Am hochheiligen Pfingstfest feiert die katholische Kirche ihr Geburtsfest, ihren Gründungstag. Durch das Sprachentwunder, das der Heilige Geist in den Aposteln wirkte, wurde der erste Tag bereits ein reicher Erntetag für Christus, ihren Stifter.

Der Heilige Geist, der in Gestalt von feurigen Zungen auf die Apostel herniederstieg, ist von da an die Seele der Kirche. Er belebt, leitet und lehrt sie und bewahrt sie vor jedem Irrtum.

Wir alle sind dem Heiligen Geiste großen Dank schuldig für das heilige Sakrament der Firmung. Durch dasselbe wurden wir mit aller Kraft ausgerüstet zu Streitern Christi. Die Gnade des heiligen Geistes bringt in uns die Früchte desselben hervor: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Sanftmut, Treue, Mäßigkeit, Enthaltbarkeit und Keuschheit, wenn wir dem Heiligen Geist treu bleiben.

O, daß die Menschheit wieder zurückkehren möchte zum Geiste der Wahrheit und aufrichtigen Liebe! Beten wir mit der heiligen Kirche: „Sende aus deinen Geist, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern!“

## Aus der Chronik der Missionsstation Maria Ratschitz, Süd-Afrika

Schw. M. E. C. P. S.

**D**ie Gründung unserer Missionsstation Maria Ratschitz erfolgte im Jahre 1890. Dieselbe ist eine Tochterstation von Mariannahill und gehört in das Apostolische Vikariat Natal. — Gegen Ende von 1889 wurde unser hochw. Vater Stifter, Abt Franz Pfanner, von Eingeborenen, deren Kinder in der Mariannahiller Missionschule weilten, ersucht, eine Niederlassung in ihrem Distrikte, nicht weit von Ladysmith, zu gründen. Ein gebildeter schwarzer Farmer, namens William Afrika, bot zu diesem Zwecke seine Farm und einige seiner Gebäulichkeiten an. Freudigen Herzens nahm Abt Franz Pfanner dieses Anerbieten an und errichtete dort eine Schule. Die Farm befand sich in der Nähe der Bahnstation Waschbank im Norden von Natal, nicht weit von den Drakensbergen.

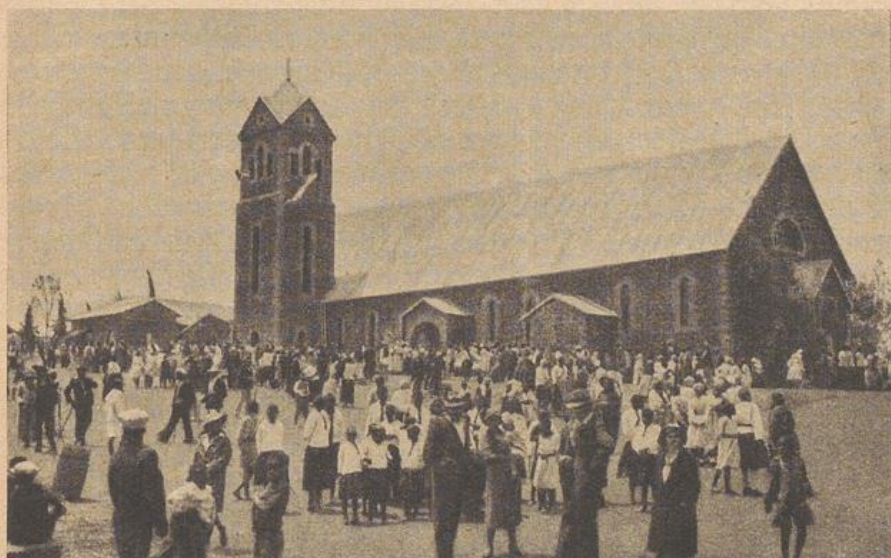
1891 trafen unsere ersten Schwestern dort ein. Zwei dieser tapferen Pionierinnen, Schwester Dominica und Schwester Petronilla, sind heute noch hier; sind sehr rüstig und versehen beide noch ohne andere Schwesternhilfe ihre Posten treu und pünktlich, zur Erbauung von Weißen und Eingeborenen.

Lassen wir uns von ihnen ihre Erlebnisse in den ersten Jahren erzählen: „Als wir vier Schwestern im St.-Josefs-Heim, so hieß die damalige Niederlassung, ankamen, waren bereits ein Priester und ein Bruder dort, welche die Schule betreuten. Heiden gab es nicht so viele, dafür aber um so mehr Protestanten, denn protestantische Missionare waren schon beinahe 80 Jahre vorher in diesem Gebiete tätig. Auch die Kultur war unter den Eingeborenen schon etwas fortgeschritten. Kurz bevor die Station eröffnet wurde, entstand eine große Spaltung unter den protestantischen Sekten. Diesem Umstand haben wir die Gründung der hiesigen Station zu verdanken. Bald auch zeigte sich, wie geneigt die protestantischen Schwarzen in jener Gegend unserm heiligen katholischen Glauben waren. Sie schickten uns ihre Kinder, namentlich ihre Töchter, zur Erziehung.

Im Anfang war große Not im St.-Josefs-Heim. Erstens waren wir nur Pächter und konnten nur mit Mühe den Pachtzins von 25 Pfd. Sterling (500 Mk.) im Jahre erschwingen und zweitens war die Gegend sehr wasserarm, so daß an eine Verbesserung nicht leicht zu denken war. Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt! Der liebe Gott wollte hier so recht seine göttliche Vorsehung walten lassen. Im Jahre 1892 vermachte ein reicher Böhme der Mariannahiller Mission eine große Schenkung,

die für eine Neugründung in der Mission bestimmt war. Auf dessen Wunsch sollte dieser neuen Station der Name Maria Katschik beigegeben werden. Bald war denn auch ein geeigneter Platz, etwa zwei Stunden westlich vom St.-Josefs-Heim und etwa 350 Kilometer von der Hafenstadt Durban entfernt, gekauft.

Die Übersiedelung vom St.-Josefs-Heim nach Maria Katschik erfolgte jedoch erst nachdem die notwendigsten Gebäulichkeiten errichtet waren. Als wir vier Schwestern dort anlangten, kamen uns die Kinder scharenweise entgegen und hießen uns willkommen.



Maria Katschik von „heute“

Photo: Caritas-Archiv

Auch hier mußten wir manche Opfer bringen, bis die Station war, wie sie heute ist. Unser Kirchlein war eine kleine Blechhütte. Der Schulsaal diente als Nähzimmer, Speisesaal und Schlafraum für uns Schwestern, die nun noch eine Lehrerin zur Hilfe erhalten hatten. Der hochw. Pater Missionar und die Brüder bewohnten eine runde Hütte. Eine andere Hütte wurde von unseren Mädchen bewohnt. Obwohl noch alles recht primitiv war, so fühlten wir uns doch wie Könige auf ihren Thronen, denn nun waren wir ja im eigenen Heim. In kurzer Zeit hatten wir eine stattliche Anzahl Kinder für unsere neue Schule und auch viele Mädchen zur Erlernung der Hausarbeiten. Gottes Segen war überall.

Ich schlief bei den Arbeitsmädchen in einer runden Hütte. In derselben wohnte vor unserer Ankunft eine Negerfamilie, die uns bei ihrem Abzug noch lebendige Andenken hinterlassen hatte. Des Nachts wimmelte es von Wanzen. Es schien, als

ob diesen unheimlichen Tierchen das europäische Blut eine Delikatesse gewesen wäre, so setzten sie mir zu. Die Kinder merkten kaum etwas, schnarchten, als würden sie knorrige Bäume sägen, während ich mit dem Ungeziefer kämpfte. Auch hatte die Hütte keine Türe. Doch ich suchte mir zu helfen, denn Not bricht Eisen. Eine Blechtafel und ein paar volle Maissäcke ersetzten uns die fehlende Türe. Allerdings alle Lücken konnten wir nicht ausfüllen und darum auch nicht verhindern, daß wir mit nächtlichem Besuch von Schlangen überrascht wurden. Doch nie passierte ein Unfall; wir waren unter Gottes Schutz wohlgeborgen. Allmählich sehnte ich mich doch nach Nachtruhe und ich war sichtlich froh, als das neue Mädchenheim fertiggestellt war und wir übersiedeln konnten. Man muß bedenken, daß es keine Kleinigkeit war, in der Nacht eine wahre Folter durchzumachen und bei Tag in der afrikanischen Gluthitze schwere, ungewohnte Arbeiten zu verrichten. Selbst der stärkste Mensch versagt. Aber wahre Ruhe gibt's auf dieser Welt nicht! Das mußte ich gar zu bald erfahren. Kaum waren wir ins neue Haus übergesiedelt, so stellten sich andere unliebe Besucher des Nachts ein. Es wimmelte von großen Ameisen, die aus dem Lehmfußboden herauskrochen. Es gab nicht eher Ruhe, bis wir den Fußboden aufgerissen hatten und ihn pflasterten und auszementierten.

Vierzig Jahre lang ging ich mit den Mädchen bei Sturm und Gluthitze aufs Feld. Heute bin ich Gärtnerin und fühle noch die Kraft eines jungen Menschen in mir.

Schwester Dominica war jahrelang das Mädchen für alles. Da gab es für mehr als hundert Kinder zu kochen, zu waschen und zu flicken. Überall mußte die treue Seele zugreifen. Mehr als dreißig Jahre schon besorgt sie den umfangreichen Obstgarten. Dies tut sie noch bis auf den heutigen Tag und hat nur drei Buben zur Hilfe. Dazu ist sie eine wahre Künstlerin im Verfertigen von künstlichen Blumen, eine Arbeit, die sie an Regentagen verrichtet. Trotz ihrer 75 Jahre ist sie noch rüstiger als manche fünfzigjährige, und dazu immer heiter und gottergeben.

Einmal war ein großer Grasbrand, der sich auch über den Obstgarten hinzog. Ehe der Brand vollständig gelöscht werden konnte, waren 1500 Obstbäume dem Tode geweiht. Man schätzte den ganzen Schaden auf 10 000 Mk. Heute merkt man nichts mehr davon. Die gute Seele hat ihn wieder angepflanzt mit selbstgezüchteten Obstbäumchen.

Als im Jahre 1900 der große Burenkrieg ausbrach, wurden wir auch in Mitleidenschaft gezogen. Wir waren ja in der Nähe von Ladysmith, wo die heiße Burenschlacht stattfand.

Kurz vor Ausbruch des Krieges wurde uns eine Mahnung von unsern Obern aus Mariannahill zugeschickt, daß wir sofort

zum Mutterhaus flüchten möchten. Die Nachricht kam jedoch zu spät. Ringsherum waren die Bahngleise aufgerissen und Brücken in die Luft gesprengt. Aller Verkehr stockte. Eines Tages, im November, als wir morgens aufstanden, war unsere Station von einem Regiment Buren belagert, und wir als Gefangene im eigenen Haus erklärt. Der hochw. Herr Pater Missionar wurde ins Gefangenenlager nach Pretoria abgeführt. Wir wurden den ganzen Tag mit aufgezogenen Gewehren bewacht. Man beschuldigte uns, daß wir englische Flüchtlinge beherbergt hätten.

Die Soldaten drangen in alle unsere Räumlichkeiten ein und hielten gründliche Haussuchung. Es war ein wahrer Greuel der Verwüstung. Gegen Abend traf ein österreichischer Hauptmann ein und kommandierte das ganze Regiment zum Abmarsch. Er entschuldigte sich sehr bei uns, erklärte uns wieder frei und sagte uns seinen Schutz zu. Doch von November bis Mai 1901 hatten die Buren ihr Heerlager auf unserer Missionsfarm, und wir hatten ständig Einquartierung. Die wenigen Vorräte für Menschen und Vieh, die wir hatten, wurden von ihnen beschlagnahmt. Wir litten große Not.

Gegen Ende des Krieges wurde uns der Schaden wieder einigermaßen ersetzt. Ganze Fuhren Lebensmittel wurden uns zugefahren. Gott sei Dank, daß alles noch so gnädig abging; denn es kostete bei uns kein Menschenleben. Unsere Kinder jedoch waren so hange, daß sie bei Ankunft der Buren alle in ihre Heimat liefen. Nach dem Krieg kamen sie wieder freudigen Herzens zurück. Auch unser hochw. Herr Pater Missionar kehrte nach einem Jahre wieder zu seinen verlassenen Schäflein zurück.“

Soweit der Bericht unserer beiden, wackern Pionierinnen über das Leben und Treiben in Maria Ratschitz während der ersten Jahre ihrer Wirksamkeit.

Heute hat sich Maria Ratschitz zu einer der blühendsten Missionsstationen entwickelt. Die hiesige unter der Regierung stehende Schule: Mittel- und Elementarschule, die von einer unserer Schwestern unter Beihilfe von eingeborenen Hilfskräften geleitet wird, steht im besten Rufe. Heute zählt dieselbe 240 Kinder. Die umherwohnenden Protestanten schicken mit Vorliebe ihre Kinder in unsere Mittelschule.

Seit der Gründung entstand auch ein großes Dorf um unsere Missionsfarm herum. Die Leute, nur Katholiken, kommen zu uns zur Kirche. Doch haben sie eine eigene Schule, die ebenfalls unter der Regierung steht und von 120 Kindern täglich besucht wird. Auch St. Josef's Wesselsneck ist eine unserer größten Außenstationen von Maria Ratschitz, mit Kirche und Schule. Dieselbe wird jedoch von hier aus pastoriert. Jeden Sonntag

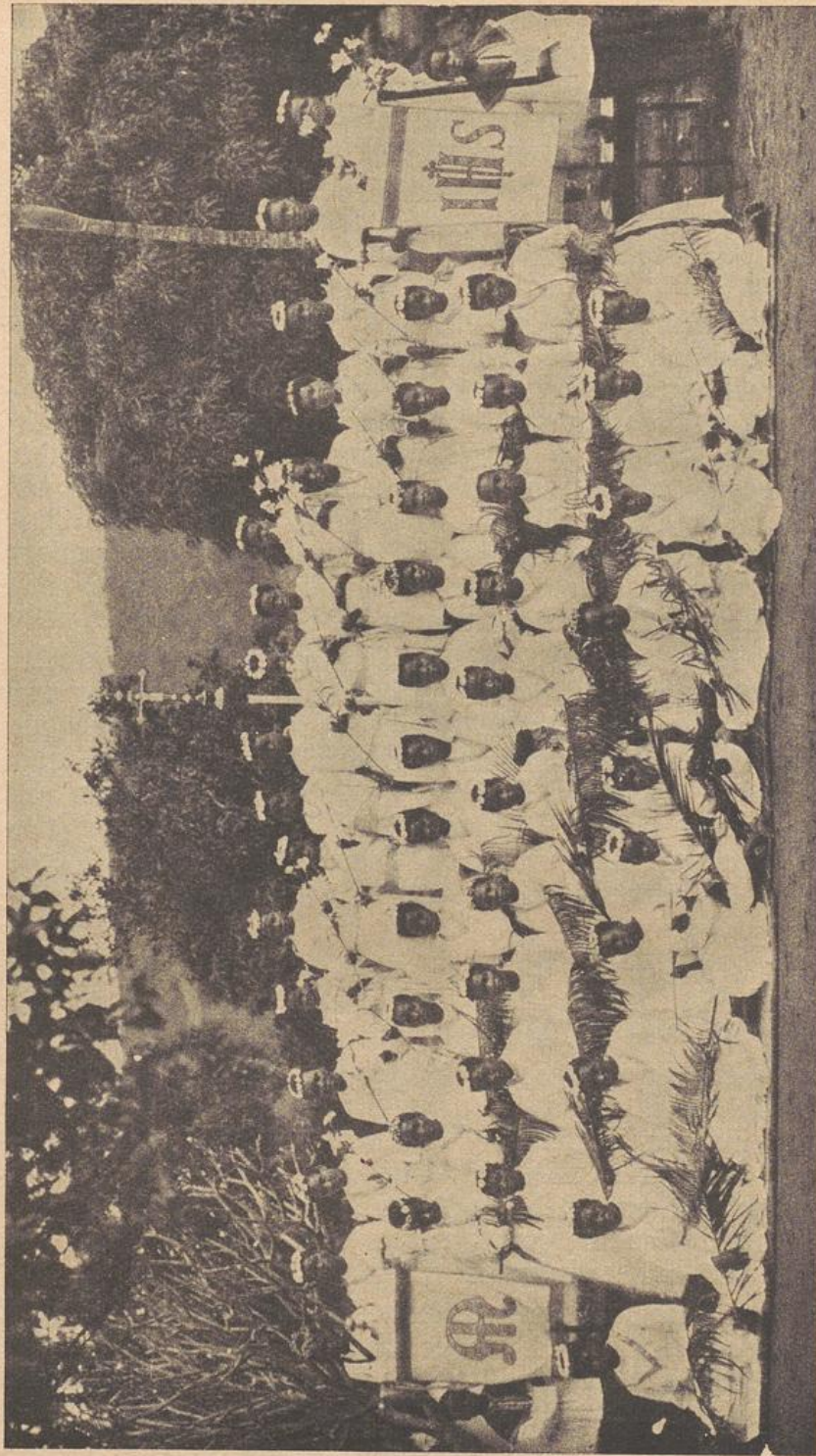


Photo: Caritas-Archiv

Gruppe aus der Fronleichnamsprozession Mariannhill

geht ein Priester hin, um heilige Messe zu lesen und Segensandacht zu halten.

Gegenwärtig sind neun Schwestern hier, zwei Priester und drei Brüder. Wir Schwestern befassen uns ausschließlich mit Schulunterricht, mit der Erziehung der weiblichen Jugend und mit Krankenpflege. Wir leiten die Mädchen zu den verschiedenen häuslichen Arbeiten an, wie Kochen, Nähen, Flechten, Gartenarbeit usw. Auch geben wir Religionsunterricht, leiten den Kirchenchor und die verschiedenen weiblichen Vereine, wie Frauen-, Jungfrauen- und Kindheit-Jesu-Verein.

Allerdings brauchten wir noch mehr ausgebildete Kräfte. Durch den Fortschritt in der Kultur machen die Eingeborenen auch größere Ansprüche als früher.

Wer von den lieben Leserinnen möchte unsere beiden tapferen Pionierinnen ersetzen und ihnen zu einem wohlverdienten Ruhestand nach mehr als vierzigjähriger Tätigkeit im opferreichen Missionslande verhelfen?

Die Arbeit ist groß und die Saat reif zur Ernte. Doch wo sind die Arbeiter? Rufe nicht auch dich der Herr des Weinberges um die elfte Stunde. „Komme auch du in meinen Weinberg!“

♩

## Mach' auf!

Es pocht der Heiland leis und sacht,  
Doch sehnsuchtsvoll an deiner Tür  
Und ruft: „O Seele öffne mir!  
Mein Haupt ist feucht vom Tau der Nacht!“

Mach' auf, mach' auf, o Menschenkind,  
Laß mich herein ins arme Herz,  
Damit ich lind're jeden Schmerz,  
Damit in mir es Ruhe find'.

O sieh, ich möcht so gern hinein  
Mit Gnade, meiner Lieb,  
Den Willen dein, den Schlüssel gib -  
So zieht mit mir der Friede ein!“

A. G.

♩



## Die ersten Diamanten

**G**in Irländer, John O'Reilly, ein Jäger und Kaufmann in den nördlichen Teilen Süd-Afrikas, kam im Jahre 1867 auf seiner Rückreise an die Küste des indischen Ozeans. Mit einem Ochsenwagen gelangte er dann zu einer Farm am Orangefluß. Der Besitzer derselben, ein Nachkomme der ersten holländischen Ansiedler, Schalk van Niekerk, gewährte ihm die bei den Buren übliche Gastfreundschaft. O'Reilly saß am Abend mit der Familie vor dem Wohnhaus und bemerkte, wie die Kinder seines Gastgebers mit Steinchen spielten, die ihm außergewöhnlich schienen. Er fragte, woher sie denn diese schönen „Kiesel“ hätten, und erhielt die Antwort, daß es deren viele unten am Flusse gibt.

Unter den Steinchen, mit denen die Kinder spielten, fiel O'Reilly eines besonders auf, und zwar wegen seiner eigentümlichen Form und Durchsichtigkeit. Er bat den Herrn van Niekerk, ihm den „Kiesel“ zu schenken. Derselbe gab sofort seine Einwilligung und erklärte, daß ein kleiner Knabe einer auf der Farm lebenden Buschmannsfamilie den Stein vor einiger Zeit seinen Kindern gegeben hatte. O'Reilly ließ den Knaben rufen und erfuhr, daß derselbe ihn beim Baden im Sande des Flußbettes sah, und da er so schön hell leuchtete, habe er ihn mitgenommen. Auf seiner Weiterreise zeigte er den Stein einigen jüdischen Händlern. Diese erklärten, es sei ein wertloser Topas.

In Grahamstown zeigte er ihn dem Dr. Atherstone, der nicht nur als praktischer Arzt, sondern auch als wissenschaftlich hochgebildeter Mann in der Kapkolonie einen guten Ruf hatte. Atherstone besichtigte den „Kiesel“ einige Zeit, dann holte er das Stück einer zerbrochenen Fensterscheibe, zerschnitt dieselbe wiederholt mit dem Stein und erklärte denselben für einen Diamanten, auf den er den Preis von 500 Pfund Sterling stellte. Dr. Atherstone gab dann den Stein den Juwelieren in Grahamstown, welche, nachdem sie alle Feilen daran ohne Erfolg probiert hatten, die Erklärung abgaben, daß derselbe ein Diamant im Gewicht von  $2\frac{1}{2}$  Karat sei. Bald darauf kaufte der damalige Gouverneur der Kapkolonie, Sir Philip Wodehouse, den Stein für 500 Pfd. Sterling.

Schnell verbreitete sich diese Neuigkeit in der Kolonie; eine große Anzahl und selbst Männer aus den besten Klassen der Gesellschaft gaben ihre Stellungen auf und wanderten an den Orangefluß. O'Reilly war begreiflicherweise einer der ersten. Der Farmer van Niekerk hatte inzwischen von einem Hottentotten gehört, daß ein Koronna-Kasser einen sehr großen und durchsichtigen Stein als Talisman seit vielen Jahren in Leder

eingenäht auf der Brust trage. Nach vielen Schwierigkeiten fand van Niekerk den Mann und es gelang ihm, denselben für die für ihn fabelhaft große Entschädigung an Vieh im Werte von 400 Pfund Sterling zum Verkauf des Steines zu bewegen. Ein Händler Lilienfeld kaufte den Stein für 11000 Pfund Sterling, er wanderte nach Europa und wurde schließlich von Lady Dudley für 25000 Pfund Sterling gekauft. Der Stein erhielt den Namen „Der Stern Südafrikas“ und wiegt  $83\frac{1}{2}$  Karat.

Die Anzahl der Diamantensucher wurde immer größer und zerstreute sich an den Ufern des Oranjestromes in der Umgegend von Niekerks Farm. Die Ausbeute dort war bald erschöpft und viele wanderten an die Ufer des Baalstromes, wo dieselbe reicher war. Als die ersten Sucher ihre unterirdische Arbeit begannen, kam es nicht selten vor, daß im Lehm, aus dem sie ihre Hütten erbauten, sich Diamanten vorfanden. Die Frau eines englischen Beamten, welche mit ihrem Gemahl die neuen Felder besichtigte, spielte mit ihrem Sonnenschirm in der Erde und brachte einen Diamanten zum Vorschein, der 600 Pfund Sterling wert war.

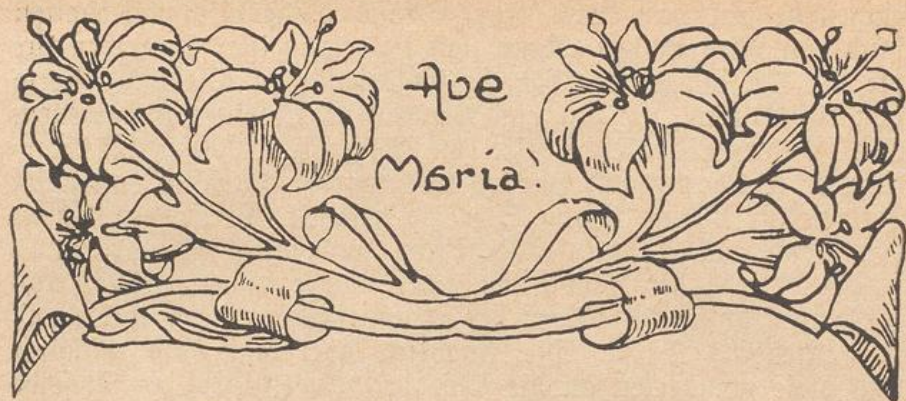
Einer der ersten Diamantensucher war der damals arme Cecil Rhodes; nachdem er für verhältnismäßig geringe Summen, die er aus seiner eigenen Ausbeute gewann, andern ihre Rechte abgekauft und damit den Grund seines Reichthums gelegt hatte, verband er sich mit dem deutschen Juden Alfred Beit, dem glücklichsten Spekulanten unter den zahlreichen Händlern, welche die gefundenen Diamanten aufkauften. Cecil Rhodes übertraf Beit an Talent in Finanzsachen und brachte alle Minen in den Besitz einer großartigen Gesellschaft.

Der kleine „Kiesel“, den John O'Reilly vor mehr als 60 Jahren von Niekerk am Oranjestrom erhielt, hat eine der wichtigsten und weitgehendsten Veränderungen in Südafrika mit sich gebracht: die Entstehung Rhodesias, die Bildung der mächtigen Chartered Company, der Burenkrieg und manch anderes Ereignis von unberechenbarer Tragweite würden kaum ohne den erstgefundenen Diamanten zu verzeichnen sein.

Am Jüngsten Tage der Welt hat nur ein Diamant seinen vollen Wert: „Der Glaube an Gott den Allmächtigen.“ Die funkelndsten Diamanten und aller irdischer Reichthum, den sie gebracht, versinken dann in das Nichts!

3

Es hat der Herr hienieden  
Jedwedes wohlbestellt,  
Sei nur mit dir in Frieden  
So bist du's mit der Welt.



## Der lieben Maienkönigin!

O holde Maienkönigin,  
O schönste aller Frauen!  
O milde Gnadenspenderin,  
Auf dich die Herzen bauen!  
Sie loben dich, sie preisen dich  
Mit tausend Engelchören,  
O Mutter lieb, o laß auch mich  
Die süßen Töne hören!  
Dann stimm ich ein mit frohem Sinn,  
Die Mutter mein zu preisen,  
Ich lobe meine Königin  
In schlichten Kinderweisen.  
Ihr schenke ich mein ganzes Herz,  
Mein Denken, Tun und Leben,  
Mit ihr teil ich stets Freud' und Schmerz,  
Ihr hab ich mich ergeben.  
Von meiner Mutter weich ich nicht,  
Nie werd ich von ihr lassen!  
Bei meiner Mutter bleibe ich,  
Sie wird mich nie verlassen.  
Und wenn mein letztes Stündlein naht,  
Maria steht zur Seite —  
Und auf des Lebens letztem Pfad  
Gibt sie mir das Geleite.  
Dann schau ich dich, o Königin,  
In deinem Lichtgewande,  
Dann ist mein Geist, mein Herz und Sinn  
Bei dir im Vaterlande!  
O Ewigkeit, o Seligkeit!  
Segrüßt seist du, Maria!

m. 3.

## Manufaktur der Negerwelt

**S**atsache ist, daß die Neger in alter Zeit in vielen Stücken eine große Geschicklichkeit an den Tag legten, die man heutzutage nur selten mehr bei ihnen findet. So waren sie z. B. äußerst geschickt in der Bearbeitung von Eisen, doch seitdem die meisten Kaufleute ihre Märkte eröffnet haben, gibt es unter den hiesigen Schwarzen nur selten einen tüchtigen Arbeiter in Metallwaren.

Weiter gegen Norden zu, jenseits des Sambesi, kann man allerdings auch heute noch eine große Zahl kaffrischer Schmiede finden, die sich auf ihr Handwerk vortrefflich verstehen. Dabei ist ihr Handwerkszeug von der denkbar primitivsten Art. Der Blasbalg ist aus einer Ziegenhaut fabriziert; als Gebläse dient ein mächtiges Ochsenhorn, vorn mit einer steinernen Spitze versehen. Ein Holzkohlenfeuer brennt nebenan in einem ausgehöhlten Stein und wird durch zeitweilige Aktion des Blasbalges lebendig erhalten. Als Amboß muß ebenfalls in der Regel ein recht harter Stein dienen, während der Hammer aus Eisen gemacht ist. Gearbeitet wird mit Händen und Füßen und man sollte nicht glauben, welche feine Sachen und Filigranarbeiten diese schwarzen Schmiede fertigbringen.

Auch gute Lederwaren verfertigen einzelne Raffern, desgleichen Schnitzwerke in Holz. So sind z. B. überall bei den hiesigen Eingeborenen gewisse Holzklötzchen in Gebrauch, die bei ihnen die Stelle eines Kopfkissens vertreten müssen. Dem einen dient hierzu das nächstbeste Stück Holz, während ein anderer ein feines, kunstvoll geschnitztes Kopfkissen sein eigen nennt, das allerlei phantastische Formen aufweist. Das Messer zum Schnitzen kauft er sich beim Krämer. Frauen und Mädchen wissen hübsche Matten aus Gras und leichtem Schilf zu verfertigen. Einige von ihnen verstehen sich auch auf Töpferarbeit. Mächtige Töpfe werden von innen aus Lehm geformt und gut gebrannt. Dabei kursieren bei ihnen ähnliche Sprichwörter wie bei uns, z. B. „Der Hafner ist aus einem zerbrochenen Topf.“ Wie man auch bei uns zu sagen pflegt: „Des Schuhmachers Kinder gehen in den zerrissensten Schuhen.“ Oder: „Töpfe werden geformt, wenn der Lehm gut zubereitet ist.“ Wir sagen dafür: „Man macht das Heu, wenn die Sonne scheint!“ Beim Schwarzen hätten unsere Bilder weniger Sinn, denn Schuhe trägt er keine, weder er noch sein Kinder, und zum Heumachen ist in seinem heißen sonnigen Lande immer die richtige Zeit.

Mannspersonen schnitzen auch Milchgefäße aus massiven Holzblöcken, desgleichen große Schüsseln. Vielfach sind solche Sachen recht solid und gut gearbeitet, wie die vielen Proben zeigen, die in jedem größeren Museum zu finden sind. Bänder

und Schnüre macht der Neger aus langem, zähem Gras, auch aus der Rinde gewisser Bäume. Er schneidet zunächst die Rinde in lange, feine Streifen und zerkaut sie dann etwas im Munde. Zum Schluß werden die Strähne ineinander verwoben, indem sie der Fabrikant mit der Handfläche auf seinem Schenkel hin- und herreibt. Die so gefertigte Seilerarbeit ist äußerst solide und leistet ihm die mannigfachsten Dienste. Er hat auch eine eigene Art, Häute zu gerben und die sogenannten Ochsenriemen herzustellen, die bei einem kaffrischen Fuhrwerk so wesentliche Dienste leisten. Nördlich vom Sambesi betreiben die Schwarzen auch etwas Spinnerei mit der Baumwolle, die dort wild und ungepflegt wächst.

3

### Es muß doch Frühling werden?

Ein Priester besuchte eine kranke Frau, die in sehr gedrücktem Seelenzustande lebte. Sie war sehr über den Zweifel bekümmert, ob sie bei Gott in Gnaden stehe. Der Geistliche sprach ihr tröstend zu und verwies sie auf die Verheißungen des Erlösers. Aber kein Trostwort wollte Eingang in ihr Herz finden. Da stand der Priester auf, trat ans Fenster und guckte durch die Scheiben in den Garten hinaus, der im Schnee begraben lag. Die Sträucher standen blätterlos da und die kahlen Zweige der Obstbäume zitterten im Nordwinde. Der Pfarrer schwieg eine Weile, dann begann er: „Ei, was für schlechte Bäume habt Ihr da in Eurem Garten!“ — „Warum?“ fragte die Kranke. — „Nun, sie sind so nackt und dürr, strecken die Äste und Zweige in die Höhe! Warum laßt Ihr sie nicht ausrotten?“ „Aber, Herr Pfarrer, wie können Sie so sprechen? Es ist ja Winter. Wenn der Frühling kommt, werden sie wieder ausschlagen, und im Herbst kommen dann die Früchte. Die Bäume sind doch nicht schlecht.“ — Der Pfarrer sah die Frau ernst an und sprach: „Mit den Bäumen wißt Ihr Bescheid, liebe Frau, aber mit Euch selbst nicht. Auch in Eurem Herzen ist jetzt kein Blatt grün; es ist Winter darin. Aber glaubt Ihr denn nicht, daß der treue Gott, der nach dem Winter draußen den Frühling anbrechen läßt, auch in Eurem Herzen Frühling und neues Leben schaffen kann? Habt Ihr zu Gott gar kein Vertrauen mehr? Hat er je seine Kinder, die zu ihm um Hilfe rufen, im Winter elend verkommen lassen?“ Die Frau schwieg beschämt. Dann sagte sie: „Sie haben recht, Herr Pfarrer; ich war kleinmütig und darum so trostlos. Ich will getrost warten, bis der Frühling der Gnade auch da drinnen in meine verdüsterte Seele wieder kommt!“

3

## Allerlei aus der Mission

### Rhodesia

### Ein Ausflug nach dem Chiwiraberg

**D**er Chiwira ist der höchste Berg in der Umgebung von Triashill und bildet die nordwestliche Grenze unserer Farm. Am Pfingstmontag 1914, einem schönen, sonnigen Tag, machten wir mit allen unsern Schulkindern einen Ausflug dorthin. Es sollte ein schönes Kinderfest sein, an dem sich auf den Wunsch unseres hochwürdigen Paters Superior auch die Brüder und Schwestern beteiligten. Sogar unsere ehrwürdige Mutter H., die gerade zur Visitation hier weilte, wollte den Ausflug mitmachen.

Das Mittagbrot wurde eine Stunde früher genommen als gewöhnlich, und kurz nach dem Angelus brachen wir auf. Die Schulknaben und jungen Burschen, munter und flink wie sie sind, namentlich wo es gilt, ein Vergnügen mitzumachen, marschierten voraus, dann kamen unsere beiden Priester mit den Brüdern, ihnen folgten die Mädchen mit uns Schwestern. War das eine Freude! Die Kinder jubelten und sangen und marschierten lustig bergauf und bergab. Die heiße Mittags-sonne hinderte uns wenig; die Schwarzen sind an die lieben, warmen Sonnenstrahlen gewöhnt, und uns Schwestern schützten mächtige Hüte.

Doch der erste Eifer ließ bei uns Schwestern bald nach. Schon nach einer halben Stunde waren wir weit hinter den Knaben zurück, so daß Pater Superior eine kleine Pause anordnete, damit der „Landsturm“ auch nachrücken könne. Dann ging's von neuem los. Wo ist denn der Chiwira? Unten in Triashill schien er so nahe, und jetzt, nachdem wir eine volle Stunde in anstrengendem Marsch auf dem Wege waren, war er gar nicht mehr zu sehen. Ei, der muß doch weit entfernt sein! Mutter H., die in der folgenden Nacht abreisen wollte, und Schwester Oberin machten kehrt, wir andern Schwestern marschierten hurtig weiter, um wenigstens noch die letzten Schulmädchen einzuholen.

Da endlich kam der Chiwira wieder zum Vorschein! Bald darauf gelangten wir auf die Hochebene, welche demselben vorgelagert ist. Schon hier hatte man eine herrliche Aussicht. Ein steiler Bergkegel reihte sich neben den andern, und vor uns war der mächtige Chiwira. Volle zwei Stunden hatten wir gebraucht bis hierher. Sollten wir den Berg vollends ersteigen? Zwei Schwestern und sogar einige schwarze Schulmädchen verließ der Mut; sie hielten es für unmöglich, da hinaufzukommen. Die Knaben, immer weit voraus, und auch die Patres mit den Brüdern hatten ihn schon halb erklommen. Die

mutigsten Schulmädchen folgten ihnen auf dem Fuße nach, und wir sollten kurz vor dem Ziel zurückbleiben? Nein, das gab's denn doch nicht! Also nur mutig voran; wir müssen hinauf auf den Berg, koste es, was es wolle!

Hei, war das ein Klimmen und Klettern, stellenweise auf allen Vieren! Endlich, endlich waren wir oben! Gott sei Dank, das Ziel ist erreicht! Aber wo sind denn die andern? die Zurückgebliebenen? Nun, Mutter H. und Mutter Oberin waren sicher schon längst wieder daheim. Die beiden andern Schwestern standen noch unten am Berg, doch alles Winken und Rufen der Kinder, ebenfalls heraufzuklettern, war vergeblich.



Gruppe von Neugeborenen, Dreifontein

Photo: Caritas-Archiv

Jetzt hieß es aber die Zeit ausnützen und fleißig Rundschau halten. Berge ohne Zahl tauchten da rings vor unserm staunenden Auge auf. An der gegenüberliegenden Seite des Berges ein ungeheurer Abgrund, weiter zurück lag unsere Außenstation „St. Bonifaz“, unser liebes Triashill erblickten wir tief unten zu unserer Rechten, und „St. Barbara“ hatten wir schon auf der Hochebene am Fuße des Chimira gesehen. Nur schade, daß wir nur so kurze Zeit oben bleiben konnten! Immerhin sollten wir ein schönes Andenken an diesen Ausflug mitnehmen.

Beim Abstieg ging's allerdings schneller, als beim Aufstieg, bei mancher von uns Schwestern nur zu schnell. Immerhin kamen wir bei der prächtigen Rutschpartie mit ungebrochenen Gliedern davon; kleine Risse und Hautabschürfungen werden bei solchen Anlässen nicht in Anschlag gebracht. Die Kinder fanden sich noch leichter in die ungewohnte Lage hinein. Bei

ihnen ging das Ding wie im Flug, und ehe wir uns versahen, waren wir unter munterem Geplauder schon wieder in der Nähe der Missionsstation. Solche Tage sind für die schwarzen Schulkinder ein großes Vergnügen und entschädigen sie für eine lange Reihe von Arbeitstagen. Eine Ermüdung scheinen sie da gar nicht zu kennen, zumal die Knaben.

Kurz vor der Missionsstation kamen wir am Friedhofs vorbei, in dessen Mitte erst neulich ein einfaches großes Kreuz errichtet worden war. Hier machten wir kurze Rast und beteten einige Vaterunser, um an diesem schönen Tage auch den armen Seelen eine kleine Erleichterung zu verschaffen. Dann noch ein kleiner Besuch beim lieben Heiland im Tabernakel, endlich



Beim Kornsieben, Dreifontein

Photo: Caritas-Archiv

wieder in die lieben Schulräume hinein, um hier den Zurückgebliebenen noch lange von den Wunderdingen zu erzählen, die wir bei dem großen Ausflug nach dem Chwiraberg gesehen.

Schw. Alfreda.

### Malaice, Portugiesische Kolonie

Weihnachtsfest 1936

Der schwerbeladene Camion fährt vor, ich nehme Abschied von den lieben Mitschwestern von Lourenço Marques, die mich für einige Wochen gastfreundlich aufgenommen; das Ziel der Reise ist Malaice. 250 Kilometer müssen heute zurückgelegt werden, noch ein kurzes Luten und fort geht es in tausendem Tempo. Bald liegt Lourenço Marques hinter uns; durch wirklich schöne Gegenden geht die Fahrt, die Straßen sind, mit Ausnahme von einigen Stellen, wo ein feiner grauer Sand das Einsinken des Fahrzeuges bewirkt, gut instand gehalten.



Rechts und links des Weges Wälder und Wiesen; alles, trotz der großen Hitze und Trockenheit, üppig grün. Doch so weit das Auge reicht, nirgends ein Glöcklein, ein Kreuzlein zu sehen, auf der sandigen Fahrstraße nur die endlosen Karawanen der Eingeborenen; sie wandern den ganzen Tag, die Frauen mit der schweren Last auf dem Kopfe, die Kinder auf den Rücken gebunden; der Mann mit Stock und Schirm, manchmal wie ein König geschmückt mit Perlenketten und Bändern, hoch zu Esel, vor oder hinter seinen Frauen und Kindern.

Jetzt haben wir nahezu 200 Kilometer zurückgelegt, und die Fähre setzt uns über den Limpopofluß nahe dem Städtchen João-Belo. Die portugiesische Regierung hat für das Limpopotal eine große Summe ausgeworfen, man will dort große Pflanzungen anlegen lassen von Mais, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle und Tabak. João-Belo ist ein kleiner Hafen für die Küstendampfer, welche die Produkte des Landes zum Ozean befördern, von wo aus sie dann in die Dampfer für die Weiterbeförderung verladen werden. João-Belo besitzt auch keine Kirche und keinen Priester.

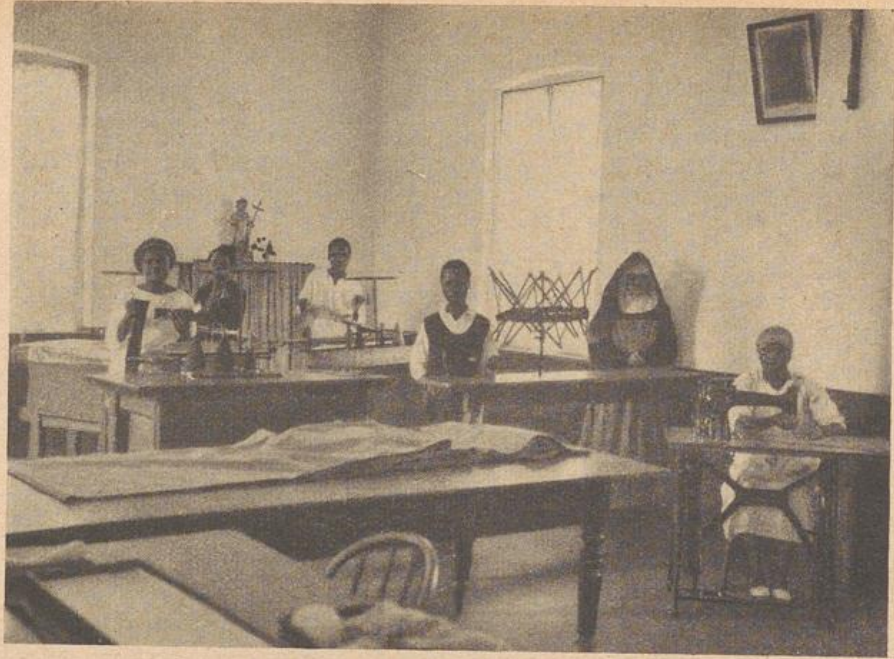
Nun biegt aber der Lenker des Camions vom Wege ab, auf meine Frage, warum denn jetzt hierher, antwortet er mir: „Ich mache nur einen kleinen Umweg.“ Plötzlich macht er vor einem einstöckigen, hellerleuchteten Hause halt. Dort drinnen scheint's lustig herzugehen, die Klänge eines bekannten Weihnachtsliedes tönen auf die Straße, er bittet mich, auszustiegen und der kleinen Weihnachtsabendfeier, zu der sich einige europäische Familien eingefunden hätten, beizuwohnen. Ich konnte dem Herrn die Bitte nicht gut abschlagen, sagte ihm aber, daß ich mich nicht lange aufhalten könnte, da ich sonst zu spät auf der Mission anlangte, ich trete denn ein — aber welche sonderbare Gesellschaft treffe ich dort an! Die Damen und Kinder sitzen um den festlich gedeckten Tisch und schluchzen laut, die Herren stehen rundum mit dem Taschentuch vor den Augen und weinen, lautlos, wie ich eingetreten, wende ich mich wieder der Türe zu, im Flur wird's mir selber ganz weinerlich zumute. Heiligabendfeier fern der Heimat. Die Sonne sendet mir ihre letzten, glühenden Strahlen entgegen, und wenn sie untergeht, ist es schnell Nacht. Auf dem Wege ist's unterdessen recht lebendig geworden, denn von nah und fern, oft meilenweit, eilen unsere lieben Leutchen herbei, den Festtagschmuck fein ins Tüchlein gebunden. Viele wollen am Abend noch zur heiligen Beichte gehen. Und am Weihnachtsmorgen, welches reges Leben schon vor Sonnenaufgang auf dem großen sogenannten Kirchplatz, zwar fehlt die Kirche noch, aber hoffentlich kann bald mit dem Bau derselben begonnen werden. Jetzt dient nur ein kleiner Raum als Kapelle, wo an Wochentagen die heilige Messe gefeiert wird, angrenzend ein großer Schul-

raum, wo Sonntags der Gottesdienst gehalten wird, viel zu klein, um nur  $\frac{1}{3}$  der Gläubigen zu fassen. Um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr beginnt die erste heilige Messe und um 6 Uhr die zweite, darnach noch 40 Taufen, und unterdessen scharen sich noch Unzählige um den Beichtstuhl. Um 10 Uhr beginnt das feierliche Hochamt. Der Mädchenchor unter Leitung von unserer Schwester Aven-tine leistet sein Bestes.

Aber heute soll das Kindlein von Bethlehem eine besondere Freude haben. Heute ist die Einweihung der Cruzada Eucharistica, des Kinderkreuzzuges, 21 werden als Mitglieder aufgenommen, eine kleine Zahl, aber der Anfang ist doch gemacht.

Wie andächtig sich die Kleinen dem Tische des Herrn nahen, es sind meistens Erstkommunikanten, in der hübschen Cruzada-Tracht, die Mädchen mit weißen Kleidern und dem roten Kreuz auf der Brust, weißem Schleier, der mit einem roten Schleifchen gehalten wird, die Knaben mit weißer Schärpe und rotem Kreuz. Jetzt gruppieren sie sich um die Stufen des Altars, und leise tönt es durch den dichtgefüllten Raum: „O Herr, ich bin nicht würdig, mich Deinem Tisch zu nah'n.“ Und nun kehrt das liebe Jesulein bei ihnen ein. Ach, mit wieviel Liebe schenkt es sich ihnen, und wie freut es sich, diese kleinen Krausköpfe in die Reihen seiner Streiter aufzunehmen. „Unter Deiner Fahn, o Jesulein, wünsch ich mir ein Soldat zu sein.“ Sollte man nicht meinen, die göttliche Vorsehung bediente sich dieses Mittels der Kinder Cruzadas, um die christlichen Gemeinden zu erneuern. Das Kind beginnt früh Gott zu kennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, es gewöhnt sich daran, öfter zum Tische des Herrn zu gehen, es erfüllt treu seine Pflichten als Mitglied der Cruzada Eucharistica, und es bleibt so daran gewöhnt, seinen Glauben ohne Menschenfurcht zu bekennen bis zum Ende seines Lebens. Wenn die Kinder dies gute Beispiel in den Gemeinden geben, ist der Sieg gewonnen, denn niemand kann doch auf die Dauer dem Einfluß der Kinder widerstehen. Nach der Kommunion der Kinder nahen sich die Erwachsenen dem Tische des Herrn, eine schier endlose Reihe, über 300 an der Zahl. Um 12 Uhr erreichte die kirchliche Feier ihr Ende. Unser guter Pater fegt den Schweiß von der Stirne und wankt seiner Wohnung zu. „O Herr, sende Arbeiter in Deinen Weinberg; die Ernte ist groß.“ Solch schönes Weihnachtsfest erlebte ich noch nicht, war es doch, als schwebten Engel über dieses schöne, weltentlegene Fleckchen Erde und verkündeten, wie einst auf Bethlehems Fluren, den Frieden: „Gloria in excelsis Deo! Et in terra pax hominibus bonae voluntatis.“





Strickerei und Näherei, Mariannhill

Photo: Caritas-Archiv

## Ein Blick in die Arbeit einer Missionschwester

Von Schw. M. Philippine, Ufomi

**W**ir waren sechs Tage auf einer Außenstation, elf Stunden von hier entfernt. Den armen Kranken, die nicht zur Mission kommen können, teilten wir des Morgens die Medizin auf der Station aus. Nachmittags kletterten wir auf die Berge, um jene Kranken aufzusuchen, die an ihre Hütten gefesselt sind. Da kann man eine Not und ein Elend sehen! Das Herz möchte einem zerspringen. Die meisten sind seelisch und leiblich verkommen, ja oft noch in ihrem Elend verlassen von den nächsten Angehörigen. Alle möchte man mitnehmen, allen möchte man helfen, aber leider ist das ja ein Ding der Unmöglichkeit. Das Elend ist dort oft so groß, weil die armen Neger so weit von uns entfernt sind. Und dann solltet ihr einmal die Dankbarkeit der Leute sehen! Man konnte fast nicht fort kommen. Ein 60jähriges Mütterchen, dem wir zwei Zähne gezogen haben, die ihr recht weh getan, hielt meine Hand fest umschlungen und wußte gar nicht, wieviel „Dankesküsse“ sie ihr geben sollte. Es kostete mich große Überwindung, denn die schmutzige Zunge (die Alte war gerade am Tabakkauen) ließ jedesmal ein Zeichen auf meiner Hand zurück. Die gute Alte wollte doch ihren großen Dank zum Ausdruck bringen.

Vor zwei Monaten taufte ich dort eine junge Frau in Todesgefahr, mußte aber kurz nach der Taufe die Rückreise antreten, und somit wußte ich bis jetzt nicht, ob sie noch lebe. Und siehe da! Kaum auf der Station

angekommen, steht die junge Frau da. Ich kannte sie nicht mehr wieder, was sie doch gar nicht verstehen konnte. „Mama, Mama, ich bin deine Elisabeth und du kennst mich nicht?“ Ich war doch gestorben, dann hast du mich getauft, ich kam wieder zum Leben, und schau, jetzt bin ich ganz gesund.“ Ja, sie war bewusstlos, als ich sie taufte, und nachher hat man ihr erzählt, die Schwester war hier und hat dich getauft und dir Medizin gegeben.“ Nun kam sie alle Tage zur Station, voll Dank und Liebe und immer wiederholte sie: „Kennst du nun deine Elisabeth?“ „Ja, jetzt werde ich dich immer kennen.“ Mir brach damals fast das Herz, als ich die vier kleinen Kinderchen sah; das älteste sieben Jahre alt. Gott sei gedankt, daß Elisabeth wieder lebendig wurde, wie sie immer in ihrer Einfalt sagt. Zum Dank ließ sie dann alle vier Kinderchen taufen.

Nun kam ein Mann: Schwester, meine Großmutter ist so krank, sie kann nicht kommen. Geh doch mit, es ist gar nicht weit. Um 1 Uhr verließ ich die Station und beschleunigte meine Schritte, um vor der Dunkelheit zurück zu sein. Denn die Schwarzen sagen gerne: „Es ist nicht weit“, und dann sind es oft stundenlange Wege. Ich hatte es geahnt. Der Weg wollte kein Ende nehmen. Dazu gerieten wir in eine Sumpfwiese. Der Morast drang in die Schuhe; teilweise ging's durchs Wasser. Aber die glühende Sonne trocknete schnell Strümpfe und Schuhe. Ich dachte nur immer an die Großmutter und betete: „Herr, erweiche ihr Herz, falls sie in Todesgefahr schwebt.“

Endlich — eine armselige Hütte und — o welch ein Jammerbild — die arme Großmutter. Wohl 70 Jahre alt, kauerte sie in einer Ecke der Hütte bei den Ziegen und Kühen. Schon zwei Jahre blind, flossen Blut und Wasser aus den Augen. Vielleicht war sie seit Monaten nicht mehr gewaschen worden, Schmutz aller Art klebte an ihr. Sie war wie verstoßen von den nächsten Angehörigen. Ich dachte nur noch an die Taufe und betete still: „Herr, hole sie heim aus diesem Elend.“ Ich versorgte sie, gab ihr Medizin und sagte zu ihr, daß ein neues Leben voll Freude und Jubel für sie begänne, falls ich sie taufen dürfe. Nach einigen Minuten konnte ich mit vor Freude zitternden Händen das Taufwasser über ihre Stirne gießen. Zwei Tage später begann für meine Anna-Victima, so nannte ich sie, in Wirklichkeit ein neues Leben. Der liebe Gott holte sie heim ohne Todeskampf!

3

## Ein Abschied von der Mutter Gottes

Im Leben des seligen Petrus Torrevius befindet sich folgende, namentlich für die weibliche Jugend beherzigenswerte Geschichte. Der Heilige leitete unter anderen auch ein Mädchen von hoher Tugend und Frömmigkeit. Bis in ihr zweiundzwanzigstes Jahr wandelte diese Seele wie ein Engel inmitten eines verderbten Geschlechtes. Doch auf einmal fing sie dann an, sich

zu schmücken und die Eitelkeiten der Welt mitzumachen. Das Gebet, die heiligen Sakramente, vorher der Trost und die Freude ihres Herzens, wurden ihr zur Last, und sie beschloß endlich, ihren geistlichen Führer zu verlassen. Als sie nochmals zu ihm kam, um dankend von ihm Abschied zu nehmen, gab er ihr einen verschlossenen Zettel in die Hand und sagte: „Geh noch einmal in die Mutter-Gottes-Kapelle, wo du täglich zu beten pflegtest, öffne dort diesen Zettel und lies ihn von Wort zu Wort.“

Frostig nahm sie den Zettel und ging fort. Als sie in die Kapelle kam, kniete sie nieder, öffnete den Zettel und las folgende Worte: „Meine liebe Mutter, ich bin jetzt hier, um von dir Abschied zu nehmen. Ich danke dir für die Liebe, die du mir, deinem Kinde, bis zu meinem zweiundzwanzigsten Jahre erwiesen hast. Da mir aber die Welt und ihre Lust lieber ist, als du und dein Sohn, so muß ich aufhören, dein Kind zu sein. Lebe wohl, ich gehe jetzt fort, in Ewigkeit werden wir uns nicht mehr sehen.“

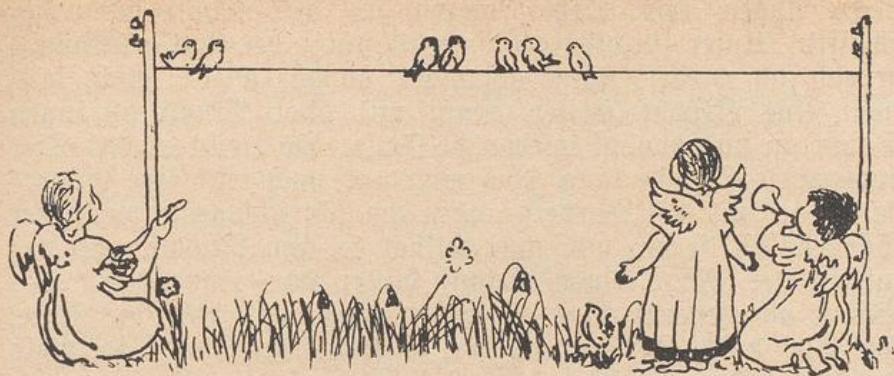
Wie erstarrt kniete die Unglückliche da. Endlich brach ihr das Herz; unter einem Strome von Tränen bat sie Gott und die heilige Jungfrau um Verzeihung. Dann stand sie auf, eilte zu Petrus Torrevius zurück, sank ihm zu Füßen, aber reden konnte sie nicht. Der Selige sah sie freundlich an und sprach: „Nun, mein Kind, hat dich die Mutter Gottes wieder zurückgeführt? O Kind meiner Sorgen, fahre fort, die Mutter Gottes wie bisher zu verehren, und du wirst selig werden.“ Der Selige hatte wahr gesprochen, denn dieselbe Person starb im Rufe der Heiligkeit.

z

## Losgeschält

In einem alten Buch wird erzählt, ein Edelmann habe einst auf einer Jagd in einer Wildnis einen wunderlieblichen Gesang vernommen. Er ging der Stimme nach und fand im Gebüsch einen Ausfägigen. Erschrocken und erstaunt fragte er den armen Mann, ob denn er so schön gesungen habe. „Ja, mein Herr,“ lautete die Antwort, „das war meine Stimme.“

„Aber wie kannst du in so großem Schmerz so freudig sein?“ Der Ausfägige löste das Rätsel mit den schönen Worten: „Zwischen meinem Gott und mir gibt es kein Mittelding mehr als diese Wand von Lehm, meinen Leib; ist diese gefallen und das Hindernis entfernt, dann schaue ich in Seligkeit Gott, meinen Himmel. Und weil ich merke, daß diese Wand täglich mehr zerfällt, so freue ich mich und singe in der Wonne meines Herzens und harre mit Sehnsucht auf den Augenblick, wo ich Gott von Angesicht zu Angesicht sehen kann.“



## F ü r d i e K i n d e r

### Erlebnis eines Knaben mit einem Grizzlybären

**D**er Grizzlybär ist bekanntlich das furchtbarste und blutdürstigste Raubtier, das in ganz Amerika existiert. Während alle Bären ungereizt den Menschen fliehen, so verfolgt und greift der Grizzlybär jeden Menschen an, den er sieht. Ein Indianer, der einen solchen erlegt hat, wird von seinen Stammesgenossen als ein Held gepriesen, ihm allein steht die Auszeichnung zu, die großen Fangzähne, sowie die Krallen der erlegten Beute an einer Schnur um den Hals zu tragen. — Rudolf Stommer, der schwächliche, 13 Jahre alte Sohn eines Besitzers ungeheurer Ländereien bei Ontario in Kanada, war von seiner Mutter beauftragt worden, die Küche von Zeit zu Zeit mit einem Stück Kleinwild zu versorgen. So war er denn auch am 10. Oktober v. Js. zu Holze gegangen, um irgendeinen Braten zu erwischen. Mit gespanntem Doppelschrotgewehr unter dem Arme überschreitet er eine große Blöße, als er einen riesigen Grizzlybären in nicht allzu großer Entfernung auf sich zukommen sieht. Der Junge ist anfänglich starr vor Schrecken, und in der Hoffnung, noch Rettung zu finden, läuft er, so schnell er es vermag, dem nahen Walde zu. Hier will er auf einen Baum klettern, doch dies gelingt ihm nicht, die Baumstämme sind zu dick und glatt, er bleibt zuletzt hinter einer starken Tanne stehen. Eine gnädige und gütige Vorsehung nahm hier den Burschen in Schutz, denn er verliert die Geistesgegenwart nicht; ihm fällt die List ein, er zieht seinen Rock aus und schleudert ihn ein Stück von sich. Wenige Augenblicke später ist aber auch der Bär da, und da er das Kleidungsstück beschneiffelt, gibt der tapfere Junge einen Schuß in einer Entfernung von sechs Meter! auf die Stirne des Tieres ab, der von ausgezeichnetem Erfolge ist. Wie es sich später herausstellte, wurde die Bestie durch die Schrote total geblendet,

beide Augen, resp. Seher, waren aus dem Kopfe herausgeschossen. Unter furchtbarem Gebrüll stürzt der Bär zu Boden, erhebt sich wieder, stürzt abermals, kommt wieder hoch, taumelt eine Strecke weiter, rennt mit aller Wucht an einen Baum an und kommt wieder zu Falle. So treibt es das Tier eine ganze Stunde lang, doch nach und nach tritt eine Ermattung ein; mit den Vorderpranken um sich schlagend, bleibt der Bär endlich liegen, und nun gelingt es dem Rudolf, aus unmittelbarer Nähe einen Schuß hinter das eine Gehör des Bären abzufeuern. Von Verenden war noch nicht die Rede, das Tier wälzt sich hin und her, da feuert der Junge abermals in das andere Gehör, darauf folgt noch ein krampfhaftes Zucken, der Bär war verendet. Vom englischen Gouverneur in Quebeck wurde dem Jungen das gesetzlich bestimmte Schußgeld ausgezahlt, der Vater kaufte seinem Sprößling eine Uhrkette dafür, an welcher die großen Fangzähne und Hauptkrallen des Bären als Siegeszeichen befestigt sind; mit einer gewissen Ehrfurcht begrüßen die Indianer den mutigen Knaben. Sein Schutzengel stand ihm zur Seite und stählte seinen Mut, weil er auf ihn achtete.

### **Goldstorn**

Nicht die Gabe als solche macht den Hilfsbedürftigen allein froh, sonst wäre das Gutes tun ja ausschließlich Vorrecht der Vermögenden. Gewiß, du kannst mit deiner materiellen Gabe die Not eines Menschen im Augenblick lindern. Wenn du ihm aber wirklich helfen willst, dann mußt du in Elisabethgesinnung geben. Aber vielleicht bist du arm und hast selbst nur das Nötigste zum Leben. Vielleicht sind dir auch die Hände gebunden, wie damals St. Elisabeth und du hast nichts anderes als den ehrlichen Willen, zu helfen. Mehr brauchst du nicht. Wenn du ihn wirklich hast, wird er dich suchen lassen, bis du einen „Elisabethpfennig“ findest, d. h. ein gutes Wort oder sonst irgend etwas, das du einem andern geben könntest, der vielleicht schon lange darauf wartet.

### **Tägliche Aufopferung des kostbaren Blutes**

„O heilige und stets unbefleckte Jungfrau Maria, ich bitte dich kindlich, du wollest dem himmlischen Vater das unendlich kostbare Blut deines geliebten Sohnes aufopfern, damit in jeder Stunde irgendwo eine Todsünde verhindert werde!“

Vater W. Faber sagt: „daß wenn wir jeden Morgen und jeden Abend diese Aufopferung durch Unsere Liebe Frau machen würden, ganz sicher die gewünschte Gnade gewährt würde; ein jeder aus uns könnte auf diese einfache Weise viele Todsünden im Laufe des Jahres verhüten“.

## Plaudereschen

Heute steht Ihr, meine lieben Sammler und Sammlerinnen aus Warendorf und Düsseldorf, als die tapfersten Frontkämpfer an der Spitze. Eduard aus Düsseldorf, einer unserer Erstkommunikanten, sendet seine Mustersammlung auf das feinste sortiert mit einem erfreulichen lieben Brief, worin er auch noch seine Malkunst zeigt. Hast Du das Briefchen im vorigen Monat erhalten? Ich halte treu, was ich Dir darin versprach. Bleibe Du nur brav. Ferner brachte uns eine günstige Witterung noch tüchtigen Silberregen aus Kleinwallstadt, Paderborn, Neuenbeken, Essen, Frintrop, Beuthen, Wesel, Altenbeken und Elgermühle. Zugleich mache ich hiermit unsere Missionsfreunde mit zwei neuen Sammlergruppen aus Merdingen und Praest bekannt, die sich ebenfalls durch Sammeln von Silberpapier und Freimarken in den Dienst der Mission stellen wollen. Im Namen aller meiner Getreuen begrüße ich Euch auf's Herzlichste und danke Euch zugleich für Eure Hilfe. Ihr, meine lieben Praester, habt gewiß das erste Dankbriefchen schon erhalten. Der kleinen Erna Weis aus Merdingen sandte ich Brief und Päckchen, aber beides kam zurück wegen ungenauer Adresse. Dies ist eine Mahnung für alle, den Absender doch immer deutlich und vollständig zu schreiben, wenn eine Rückantwort erwünscht ist.

Liebe Kinder, da wir jetzt in den schönen Maimonat eintreten oder gerade eingetreten sind, möchte ich Euch gerne mal ein kleines Märchen erzählen, damit Ihr durch diese Zeilen angeeifert werden möget, die liebe Gottesmutter immer inniger zu verehren: An einem schönen Sonntag nachmittag sagte der Bürgermeister eines kleinen Landstädtchens zu seinen Kindern: „Heute sollt Ihr, Kinder, einmal ein schönes Fest haben. Ladet die Kinder Eurer Bekanntschaft ein und geht mit ihnen hinaus auf die Maiwiese, wo ihr Euch mit munterm Spiel ergötzen mögt. Ihr sollt Körbe mit Kuchen, Brezeln und Nüssen mitnehmen und sie unter Eurer Kameradschaft verteilen.“ So geschah es. Am Spätnachmittag, bei prächtigem Wetter, erscholl bald auf der Wiese der laute Jubel fröhlicher Kinderstimmen. Spiel folgte auf Spiel. Auch Musik von Weidenflöten, Maultrommeln und Mundharmonikas fehlte nicht. Als die Kinder genug gespielt hatten, sagte ein kleines Mädchen: „Wir wollen einen Kranz machen. Einer von uns soll Maikönigin sein und mit dem Kranze gekrönt werden!“ Neben der Wiese floß ein breiter Bach. An seinen Ufern wuchs schönes, blaues Bergißmeinnicht. Aus diesem wurde ein Kranz gewunden. Als er fertig war, wurde gefragt: „Wer soll die Maikönigin sein?“ — „Bürgermeisters Margarete!“ tönte es wie aus einem Munde. Sie mußte sich trotz allen Sträubens gefallen lassen, daß man ihr den Kranz auf die Locken setzte. Dann klatschten die Kinder in die Hände und riefen: „Lebe hoch! Ei, Margarete, wie bist du fein! Geh' doch einmal an den Bach, um dich darin zu spiegeln!“ Man nahm das gute Gretchen bei der Hand, und sie mußte mit ans Wasser. Sie sah auch hinein und lächelte errötend vor ihrem Bilde. Dann aber nahm sie den Kranz ab und ließ ihn unabsichtlich ins Wasser fallen. „Ei, wie schade!“ riefen die Kinder. Sie wollten ihn wieder auffischen, ließen aber bald davon ab, indem sie riefen: „Ei, seht mal da! Seht doch einmal!“ Es kamen nämlich die Fischlein des Baches, deren eine große Menge war, in Scharen eiligst herbeigeschwommen, umringten den schwimmenden Kranz und sprangen lustig in die Höhe, als wollten sie ihre Freude an demselben bezeugen. Wie der Kranz langsam weiter schwamm, folgten sie ihm alle zusammen, und auch die Kinderschar am Ufer lief begleitend und jubelnd mit. Als sie am Ende der Maiwiese angelangt waren, gab es erst recht noch etwas Merkwürdiges zu sehen. Jenseits des Baches lief ein Weg. Am Ende der Wiese machte derselbe eine Biegung. Hier stand eine hohe Linde und unter derselben ein aus Steinen gemauertes sogenanntes Heiligenhäuschen mit einem Mutter-Gottes-Bilde. Die





Hildegard Groß aus Engeln  
mit Brüderchen

Steinplatte, worauf das Häuslein ruhte, reichte beinahe bis an den Bach. Als der Kranz bis zu dieser Stelle geschwommen war, faßten die begleitenden Fischlein denselben mit ihren kleinen Mäulchen an den Steingeln und Blättern und zerrten ihn an das Ufer. Dabei schnellten sie sich sogar aus den Wellen heraus ins Ufergras, und mit vieler Mühsal und vielem Gezappel arbeiteten sie sich fort bis an die Steinplatte und ruhten nicht, bis sie den Kranz auf der Platte, zu Füßen des Mutter-Gottes-Bildes, liegen hatten. Sie achteten dabei nicht die Lebensgefahr, der sie sich aussetzten. Außer dem Wasser kann ja der Fisch nicht leben. So hastig sie auch in ihr Element zurücktummelten, eines von ihnen blieb doch im Grase sterbend liegen. Es war so ein niedliches Tierlein mit teilweise gelb und rot schimmernden Flossen. Wie dieses Schauspiel die Kinder rührte und erbaute! „Seht,“ flüsterten sie, „die Fischlein wollen die

Mutter Gottes ehren. Ach, die guten, frommen Tierlein.“

Wenn schon die vernunftlosen Geschöpfe die Mutter Gottes so ehren, wie müssen erst wir, da wir die Liebe unserer himmlischen Mutter immer und immer wieder an uns erfahren, unserer lieben Mutter eine große Verehrung und Liebe entgegenbringen. Auch wir wollen ihr, gleich den Fischlein, im schönen, ihr geweihten Maimonat, einen duftenden Kranz zu Füßen legen, der aus all den „Ave Maria“ geflochten ist, die wir in diesem Monat mit noch größerer Andacht und Liebe beten wollen als sonst. Recht innige Maigrüße senden Euch die

Missionschwestern vom kostbaren Blut.

### Herzlichen Dank

allen lieben Abonnenten, die im vergangenen Monat ihren Beitrag für die Caritasblüten einsandten, ein herzliches „Vergelt's Gott“ mit dem Versprechen des Einschlusses in unsere und der Kinder Gebete.

### Vollkommene Ablässe

welche die Mitg ieder der Erzbruderschaft vom 15. Mai bis zum 15. Juni gewinnen können: 1. Am heiligen Pfingsttage, 16. Mai; 2. am Feste Mariä, Hilfe der Christen, 24. Mai; 3. am hl Fronleichnamsfeste, 27. Mai.

**Goldkorn** für die Mitglieder der Erzbruderschaft:

„Vergiß darum, meine Seele, der Wohlthat des Bürgen nicht; denn in der Vergießung seines Blutes hat er sich selbst für dich gegeben.“

### Das Totenglöcklein

meldet das Hinscheiden unserer treuen Abonnenten und Wohltäter Barbara Hüfer, Henrichsburg, Fräulein Juliana Wöhle, Halberstadt, und Frau Theresia Kumpelmayr, Neukirchen. Wir bitten um ein inniges Memento für diese lieben Verstorbenen beim heiligen Messopfer. R. i p.